

Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 76 (2001)

Artikel: "Dagegen lasse man alles zu Hause, was Sorgen und Verdruss macht": Kuraufenthalte bürgerlicher Frauen im 19. Jahrhundert
Autor: Huber, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Dagegen lasse man alles zu Hause, was Sorgen und Verdruss macht»

Kuraufenthalte bürgerlicher Frauen im 19. Jahrhundert

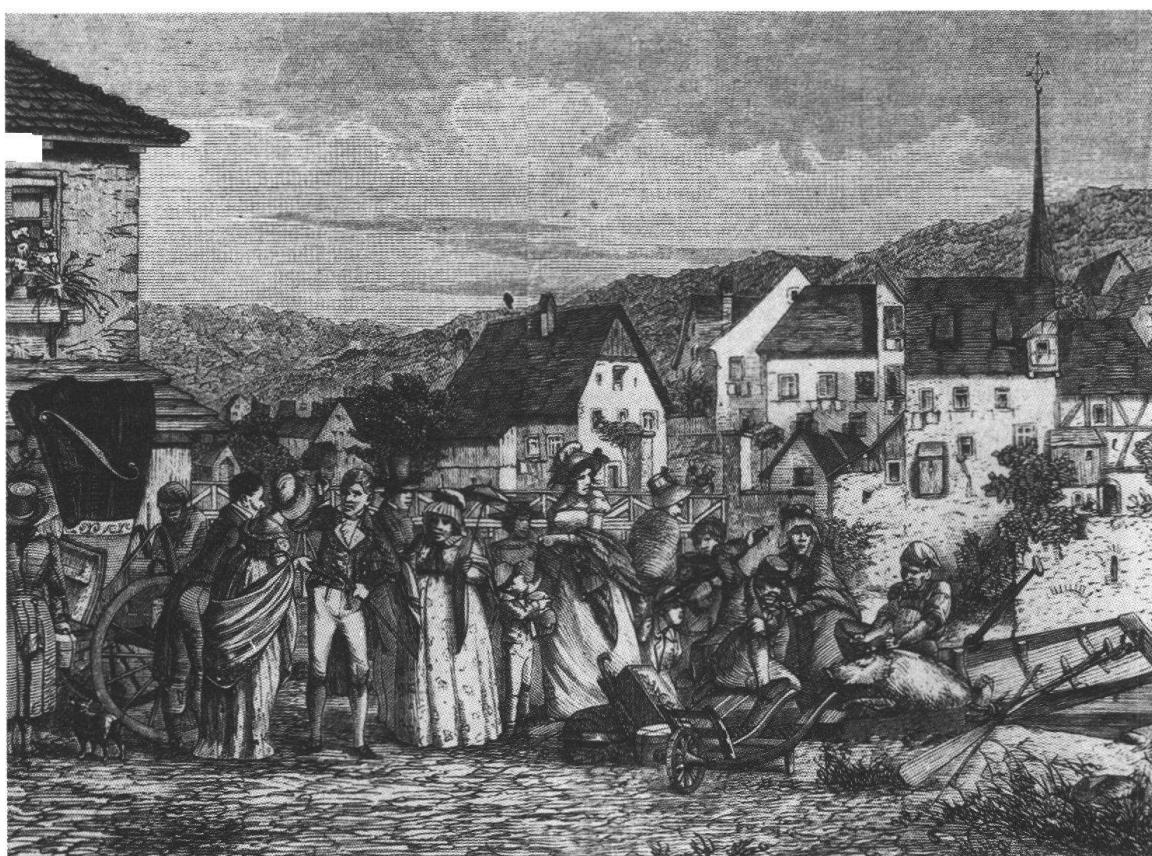
Ursula Huber

Nach Baden zur Kur kam man zu allen Zeiten aus verschiedenen Gründen. Die einen versprachen sich von den Bädern Heilung ihrer Gebrechen, die anderen suchten eher Erholung und Vergnügen. Im 19. Jahrhundert kamen viele bürgerliche Frauen regelmässig nach Baden zur Kur, auch wenn sie nicht ernsthaft an einer Krankheit litten. Sie kamen als Mütter mit ihren Kindern, als Gattinnen oder Witwen, sie kamen als junge Frauen in Begleitung von Freundinnen, Verwandten oder Bekannten.

Die Kur war für die vermögenderen Schichten der Gesellschaft die Vorläuferin des heutigen Urlaubs; man suchte Abstand vom Alltag, bewegte sich aber räumlich noch nicht so weit fort wie in heutigen Zeiten. Für die Zürcherinnen war lange Zeit schon Baden genügend weit entfernt, um die gesuchte Distanz von den häuslichen Sorgen zu haben, auch wenn mit der 1847 eröffneten Eisenbahnlinie der Kurort nur noch knappe vierzig Minuten Reisezeit entfernt war.

Zur Frage, was die Frauen während ihrer Kur den ganzen Tag taten, liegen nur vereinzelt private Quellen vor, und sie stammen ausschliesslich von bürgerlichen Frauen gesetzteren Alters. So sind zum Beispiel von Betsy Meyer-Ulrich, der Mutter des Schriftstellers Conrad Ferdinand Meyer, Briefe erhalten, die sie während der Kuren in Baden ihrer Tochter geschrieben hat. Nanny Escher, eine allein stehende Dame aus dem Zürcher Patriziat, hat in späteren Jahren Erinnerungen an ihre früheren Aufenthalte in Baden niedergeschrieben. Indirekte Aussagen über die Aktivitäten und das Verhalten der Frauen lassen sich aus den Schriften über die Dichterin Luise Egloff, aus den Fremdenführern und den Fremdenlisten herauslesen. Als weitere Quellen sollen ein Roman von Anna Rothpletz-von Meiss und eine Novelle von Gottfried Keller dienen, und als Ergänzung werden zwei Spottgedichte eines gewissen Dr. Langenschwarz beigezogen.

Die Quellen stammen aus der Zeit zwischen 1830 und dem frühen 20. Jahrhundert. Sie ergeben kein repräsentatives Bild für alle soziale Schichten, ermöglichen aber Einblicke in die Kuraufenthalte von Frauen der Mittel- und Oberschicht. Die



Ein Stich des bekannten Künstlers Franz Hegi, um 1820, zeigt eine Zürcher Reisegruppe, die in Baden eintrifft. Wahrscheinlich auf dem Weg zur Kur, führen die Damen und Herren allerlei Haustrat und sogar ein lebendiges Schwein mit. (Sammlung Historisches Museum Baden)

literarischen Quellen beziehen sich überdies nicht alle auf Baden; sie werden in Bezug auf ihre allgemeingültigeren Aussagen berücksichtigt.

Die Fremdenlisten

Ab 1848 erschienen täglich Fremdenlisten.¹ Sie zeigten an, welche Gäste in welchem Hotel neu logierten. So konnten sich die Kurgäste immer darüber informieren, wer alles auch noch in Baden weilte, eventuell Bekannte ausfindig machen oder sich davon überzeugen, in den richtigen Kreisen zu verkehren. Aus diesen Listen lässt sich einiges herauslesen, auch wenn sie nur unvollständig sind und Ungenauigkeiten enthalten. Aus ihnen ist ersichtlich, wie lange Gäste blieben, woher sie kamen, ob sie allein erschienen waren, und manchmal wird bei den männlichen Gästen auch der Beruf angegeben. Am 1. August 1866 zum Beispiel sind auf der Fremdenliste 582 Gäste namentlich eingetragen, 337 Frauen und 245 Männer. Die Frauen reisten oft ohne Ehemann in die Kur – und umgekehrt. Unter den in der Liste aufgeführten Kurgästen befinden sich lediglich 48 Ehepaare, mehr als zwei Drittel der Frauen reisten also ohne männliche Begleitung; Frauen mit einer Tochter sind deren 15 eingetragen, Frauen mit Familie 8. Aus den angegebenen Herkunftsorien lässt sich schliessen, dass hie und da Frauen aus demselben Ort im gleichen Hotel übernachteten; wahrscheinlich fuhren Bekannte oder Freundinnen gemeinsam in die Kur. In die vornehmeren Hotels kamen die Frauen zum Teil auch mit dem Gesinde; im «Stadhof» waren es 8 von 22 (in 7 Fällen war hier auch der Gatte dabei), im «Schiff» 6 von 23 (4 mit Gatte) und im «Ochsen» 3 von 30 (alle ohne Gatten). In die weniger vornehmen Hotels kamen die Kurgäste allein. Sie machten aus gesundheitlichen Gründen eine Kur und konnten sich die Begleitung durch ein Familienmitglied nicht leisten.

Es scheint, dass sich bürgerliche Frauen in einer Kur einen gewissen Freiraum schaffen konnten: Es war ihnen möglich, allein zu reisen und die Zeit ohne Ehemann zu verbringen. Das wurde in einigen Schriften über die Badekur unter gewissen Umständen auch ausdrücklich empfohlen. Bei Gabriel Rüsch heisst es: «Dagegen lasse man alles zu Hause, was Sorgen und Verdruss macht ...: So der Mann sein zänkisches Weib und seine anstrengenden Berufsgeschäfte, die Frau ihren mürrischen Mann und die beschwerlichen Kinder.»²

Die Briefe der Betsy Meyer-Ulrich

Betsy Meyer-Ulrich lebte in Zürich und wurde mit 38 Jahren Witwe. Sie zog eine Tochter und einen Sohn auf und kümmerte sich zudem um einen Pflegling, einen geistig behinderten Mann namens Antonin Mallet. Betsy Meyer-Ulrich ging während mehrerer Jahre regelmässig zwei Mal pro Jahr für ein bis zwei Wochen nach

Baden. Sie logierte im Hotel «Schiff» und wurde von dessen Besitzern, der Familie des Stadtrats Brunner, als alte Bekannte jeweils persönlich begrüßt. Sie nutzte die Kur als Zeit der Erholung. So schrieb sie zum Beispiel 1851: «Die Trennung von dir abgerechnet, liebes Kind, war ich übrigens diesmal ganz besonders gern hier, namentlich wegen der tiefen Stille, in die ich mich versenken konnte: Keine Besuche, keine überflüssigen Gespräche, in die man gerade mit vertrauten Freundinnen so leicht gerät – kurz, eine wahre Sabats-Ruhe, die mich durch und durch erquickt hat. Wie gestärkt werde ich nun die abgelegten Bürden wieder auf meine Schultern nehmen und sie tragen, solange der will, welcher mir dieselben aus weiser Liebe auferlegt hat.»³

Ihr Pflegling Mallet leidet an verschiedenen gesundheitlichen Schwächen, er hat Rheumatismus im linken Arm und immer wieder Bauchkrämpfe; diese Leiden sollen durch das Baden gelindert werden. Bei den Aufenthalten in Baden ist neben dem Pflegling Mallet und dessen Diener meist eine Freundin namens Frau Vögeli mit dabei, die auch immer wieder mit nicht genauer erklärten gesundheitlichen Komplikationen kämpft. Betsy Meyer-Ulrich nimmt ihrerseits Bäder, um ihre Gesundheit zu stärken. Sie spricht von Kopfschmerzen und Rheumatismus, die es zu bekämpfen gilt. Der Hauptzweck ihrer Kur ist aber trotzdem in erster Linie, Abstand von den Sorgen gewinnen zu können: Eine ihrer Hauptsorgen ist ihr Sohn Conrad, der psychisch labil ist und sich nicht nach ihren bürgerlichen Vorstellungen entwickelt.

Betsy Meyer-Ulrich macht während ihres ganzen Lebens immer wieder Kuren, und zwar vor allem zur psychischen Erholung: Der frühe Tod ihres Bruders, die Geburt ihres Sohnes Conrad, der Tod ihres Vaters und ihres Ehemannes setzen ihr seelisch so zu, dass sie jeweils für längere Zeit zur Kur fährt. Die Kur ist für sie eine «Auszeit», während derer sie sich nach ihren Depressionen zu stärken versucht.

Betsy Meyer-Ulrich erwähnt im ersten Zitat, dass sie keine Besuche hatte; das ist aber durchaus nicht immer so. Aus einem anderen Aufenthalt in Baden schreibt sie: «Wir bekommen Besuche über Besuche – daher die flüchtige Schrift –»⁴ Sie beschäftigt sich daneben mit Spaziergängen, mit Kirchen- und Kaffeehausbesuchen, mit dem Schreiben von Briefen und mit Handarbeiten; sie liest, strickt, sucht Laubblätter für ihre Tochter (die diese später presst und abzeichnet) und verschickt Spanischbrötchen en masse. An Abendunterhaltungen im grösseren Kreis scheint sie nicht teilzunehmen. Sie muss nachts hin und wieder Mallet pflegen, der Krämpfe hat und nicht schlafen kann. Sie führt in Baden das unauffällige, zurückgezogene Leben einer bürgerlichen Witwe mit tadellosem Leumund und beschränkt sich auf den Kreis ihrer Freundinnen und Bekannten. Die Bekannt-

schaften mit Badener Leuten aus dem Umkreis der Hoteliersfamilien werden über Jahre hinaus gepflegt und erhalten.

Betsy Meyer-Ulrich hat eine streng pietistische und asketische Lebensanschauung; das äussert sich zum Beispiel im folgenden Briefausschnitt, den sie kurz vor einer Heimreise an ihre Tochter schreibt: «Wir freuen uns unbändig, zumal es uns vor lauter Herrlichkeiten bald in Baden verleidet wäre. Den Hauptmagneten abgerechnet, freue ich mich namentlich auf zwei Dinge: 1. auf mein Bett und 2. auf unser frugales Mittagessen – werden mir doch vor lauter Güte die hiesigen so zuwider, dass ich bald mit Vergnügen eine ‹Hungerkur› machen würde.»⁵ Das Wohlleben in der Kur in Baden wird ihr zuwider, das Essen ist ihr zu üppig. Sie sehnt sich zudem immer nach ihrem «Hauptmagneten», nach ihrer Tochter.

Das Heimweh ist durchgehendes Thema aller nach Hause gesandten Briefe, auch wenn der Kuraufenthalt nur sieben Tage dauert. Betsy Meyer-Ulrich schreibt vom ersten Tag an ihrer Tochter, wie sehr sie sie vermisste. Einmal besucht ihre Tochter sie in Baden. Das ist aber keine einfache Sache, da es gilt, die Hinreise und die Rückreise zu organisieren. Die Tochter soll nämlich nicht allein reisen, sondern sich eine angemessene, das heisst weibliche Begleitung suchen. Die Mutter ist dagegen, dass die Tochter allein die öffentliche Kutsche benutzt. Als angemessene Begleitung wird eine gemeinsame Freundin angesehen. Da das nicht klappt, muss die Tochter trotzdem allein kommen, was der Mutter Anlass zu folgender expliziter Ermahnung gibt: «Setz dich herhaft ins Coupé und halte dich an den Conducteur, wenn dir etwas Unangenehmes zustossen sollte.»⁶

Für Frauen war also schon die Reise von Zürich nach Baden in einer Kutsche ein Abenteuer, das mit Mut in Angriff genommen werden musste. Es ist gut möglich, dass in diesem Fall bei Betsy Meyer-Ulrich der fürsorgliche Mutterinstinkt besonders stark wirkte, aber es wird trotzdem ersichtlich, dass eine solche Reise für bürgerliche Frauen nichts Alltägliches war.

Erinnerungen der Nanny Escher

Nanny Escher stammte aus dem Zürcher Patriziat und lebte von 1855 bis 1932. Sie war schon als Kind mit ihrer Tante in Baden, und sie ging auch in späteren Jahren immer wieder dorthin zur Kur. Ihre frühesten Erinnerungen sind diejenigen an frisch duftende Spanischbrötchen und an Spielzeugläden in der Stadt; ihre Tante pflegte in Baden einen Strohhut zu tragen, den ihr die Putzmacherin eigens für den Kuraufenthalt gefertigt hatte und den sie in Zürich niemals getragen hätte. Nanny Escher logierte in ihrer Kindheit mit ihrer Tante im «Stadhof». Später wurde das Grand-Hotel bevorzugt, über das sie sich folgendermassen äusserte: «...das Grand-Hotel der 1880er Jahre, wo sich eine elegante Gesellschaft in der hohen



Der schalkhafte Blick der älteren Dame und das Lächeln einer jüngeren Besucherin im Park vor dem Kurhaus scheinen die Beobachtung zu bestätigen, dass Frauen der Mittel- und Oberschicht während ihrer Kur in Baden

eine Bewegungsfreiheit genossen, die ihnen im Alltag zu Hause nicht gegeben waren. (Nachdruck einer Zeichnung, signiert Meyer-Cassel, 1898, Sammlung Historisches Museum Baden)

Halle in babylonischem Sprachgewirr unterhielt. Mit ihrer Mutter war [sie] damals dort gewesen; denn der ‹Stadhof› hatte inzwischen seinen Rang eingebüsst ... Sie liess die Gäste vor ihrem geistigen Auge Revue passieren: die vornehme Neuenburgerin, deren dominierendes Wesen und übertriebene Schlichtheit in der Kleidung verrieten, dass sie in frommen Kreisen eine Rolle zu spielen gewöhnt war, und die Waadtländerin im schwarzen Samtkleid, die Frömmigkeit geschickt mit mondänen Allüren zu verbinden verstand.»⁷ Nanny Escher verkehrt in vornehmsten Kreisen; die pietistische Grundhaltung, die dort vorherrscht, hält die Angehörigen dieser Schicht nicht davon ab, ihre Herkunft klar zu machen: Frömmigkeit und Mondänität sind keine unvereinbaren Gegensätze; Bescheidenheit und dominantes Auftreten werden gleichzeitig gepflegt.

Nanny Escher äussert sich in ihren Erinnerungen nicht darüber, ob sie irgendwelche Leiden hatte, die sie in Baden kurieren musste. Es ist anzunehmen, dass sie vor allem zur Erholung nach Baden fuhr. Der Kurort wurde ihr denn auch vor allem als Ort der Erinnerung an den «Frühling ihres Lebens» wichtig: «Sie hatte mehr gescherzt als anderswo und bitterlicher geweint. Der Frühling mit seinen Gewitterstürmen war über sie dahingebraust.»⁸

Aus ihren Erinnerungen lässt sich herauslesen, dass sie in Baden in jungen Jahren durch ihre Mutter einen jungen Mann kennen gelernt hatte, der ein entfernter Verwandter war. Sie hatte während des Kuraufenthaltes die Möglichkeit, ihn näher kennen zu lernen und mit ihm allein Spaziergänge in der Umgebung zu machen. Das waren aussergewöhnliche Freiheiten für eine vornehme junge Dame: «Nun lernte sie die Bäderstadt in ihrem Glanze kennen. Nach dem Frühstück, das auf der gedeckten Galerie mit dem Blick auf die Limmat serviert wurde, holten die beiden Grauen, Herr und Hund, sie zur Morgenwanderung ab. Immer wieder galt es, neue Wege zu gehen ... gemeinsame Interessen und Sympathie ketteten sie immer fester aneinander. Nachmittags fuhr man in die Umgebung hinaus, an den Rhein oder an die Reuss. Überall war es schön.»⁹ Die Nachmittagsausflüge wurden in Begleitung anderer Kurgäste gemacht, verloren aber scheinbar dadurch nicht an Reiz. Diese Beinahe-Liebesgeschichte hatte keine Folgen, lässt Baden aber als Ort unbeschwert Glückes erscheinen.

Über diese einzelne Quelle hinaus lässt sich sagen, dass Badeorte immer auch als «Heiratsmärkte» funktionierten. Hier gab es die Gelegenheit, in gelockertem Rahmen andere Leute aus der gleichen Gesellschaftsschicht kennen zu lernen. Man logierte im gleichen Hotel, begegnete sich auf Spaziergängen, machte gemeinsame Ausflüge, unterhielt sich bei den Abendgesellschaften und tanzte auf Bällen. In der Literatur hat Gottfried Keller diese Konstellation mit einiger Ironie beschrieben. In seiner Novelle «Der Landvogt von Greifensee» von 1877, die kurz

vor der helvetischen Revolution angesiedelt ist und historische Quellen interpretiert, führt der Hochstapler Kapitän Grimmel seine Tochter Wendelgard nach Baden «auf den Markt».¹⁰ Nachdem er erkannt hat, dass Salomon Landolt, der Landvogt von Greifensee, seine Tochter attraktiv findet, hofft er, sie in Baden an einen noch vermögenderen und einflussreicher Mann vergeben zu können. In Baden angelangt, verliert er sich jedoch in Trinkgelagen, worauf Wendelgard ihr Geschick in die eigene Hand nimmt. Sie nimmt einen vornehmen, geheimnisvollen Herrn für sich ein, der sich nach Irrungen und Verwirrungen als rechtschaffener Zürcher Bürger und Freund Salomon Landolts erweist, was aber einer glücklichen Eheschliessung nicht entgegensteht.

«Die Leiden und Freuden einer Badereise»

In ihrem Roman «Die Leiden und Freuden einer Badereise» aus dem Jahr 1830 schildert die Schweizer Schriftstellerin Anna Rothpletz-von Meiss, wie eine Gräfin mit ihrem Sohn und ihrer jungen Kammerjungfer einen Kuraufenthalt in Bad Pfäfers verleben. Die Kammerjungfer und der Sohn der Gräfin, die sich schon lange lieben, finden sich während dieses Aufenthaltes und erlangen das Einverständnis der Gräfin zur Heirat. Und zwar, weil sich die Kammerjungfer als eine Nichte der Gräfin herausstellt. Die Gräfin macht einen «Erholungsurlaub», sie muss keine Krankheit kurieren; ihr Sohn und die Kammerzofe sind ebenfalls gesund – außer dass sie anfänglich unter Liebeskummer leiden. Einzig der vornehme Herr, der sich später als lange verschollener Bruder der Gräfin entpuppt, kurt seine altersbedingten Leiden aus, und eine junge Frau befindet sich im Bad, um ihre von Gram geschwächte Gesundheit zu pflegen.

Man erfährt in diesem Roman einiges über die Aktivitäten der «vornehmen» Leute während einer Kur; tagsüber werden Spaziergänge gemacht, die während der Kur gemachten Bekanntschaften gepflegt und Ausflüge mit der Kutsche unternommen. Über die Abendunterhaltungen schreibt Rothpletz: «An einem unfreundlichen, regnerischen Abende ... hatte sich so ziemlich die ganze Gesellschaft ... in dem Speisesaale vereinigt ... Wie bey allen Zusammenkünften dieser Art, wurden zuerst diejenigen zur Unterhaltung der Übrigen aufgefordert, bey denen man einige musikalische Kenntnisse voraus setzte; denn es ist nun ein Mal angenommene Sitte, mit solcher Anerkennung einzelner Talente dieselben ehren zu wollen, mag sich immerhin die grössere Anzahl der Anwesenden dabey herzlich langweilen.»¹¹

Rothpletz beschreibt hier, wie verschiedene Frauen die Unterhaltung des Abends bestreiten; sie singen und spielen auf Instrumenten vor. Das Beherrschen eines Instrumentes – meistens des Klaviers – und das Singen waren Eigenschaften,

die von gebildeten bürgerlichen Frauen verlangt wurden; ihre Vorträge waren, wie auch Rothpletz betont, fester Bestandteil des Abendprogramms in vornehmeren Kreisen. Dass dabei nicht immer alle Zuhörerinnen und Zuhörer auf ihre Kosten kamen, wurde in Kauf genommen. Es ist typisch für Rothpletz, solche «unromantischen» realistischen Details zu erwähnen.

Später am Abend folgten gesellschaftliche Spiele und Unterhaltungen. Rothpletz schreibt: «Mehrere gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen ... Von den Spielen ermüdet, überliess man sich späterhin einer ungeregelten Unterhaltung; man stand auf, mischte sich unter einander, stellte sich in Gruppen zusammen und schwatzte über Wissenschaftliches und Unwissenschaftliches, wie es das Gespräch mit sich ergab.»¹² Es sei nebenbei vermerkt, dass die vermeintliche Kammerjungfer in einer dieser Unterhaltungen durch ihre Kenntnisse in Geschichte und Literatur glänzt, was ihr missbilligende Urteile ihrer Geschlechtsgenossinnen einbringt: Sie wird als «hoch gebildete Mamsell» verspottet. Wissenschaftliche Bildung war für Frauen im 19. Jahrhundert verpönt.

Auch wenn Rothpletz viele romantisierende Elemente in ihren Roman aufgenommen hat, so sind ihre Schilderungen der Gesellschaft und des Kurverlaufs als realistisch zu betrachten: Sie kannte Bad Pfäfers und war als bürgerliche Witwe vertraut mit dem gesellschaftlichen Milieu, über das sie schrieb. Es war ihr ausdrückliches Anliegen, «zur Belehrung des weiblichen Publikums» zu schreiben, und sie wählte Schauplätze und Themen, die den Leserinnen Wiedererkennungseffekte ermöglichten.

Die blinde Dichterin Luise Egloff

Als reale «Vorspielerin» ist Luise Egloff (1802–1834), die blinde Wirtstochter des «Stadhofes» überliefert. Zur Unterhaltung der Gäste spielte sie Klavier und Gitarre, später trug sie eigene Gedichte vor. Ermutigt wurde sie dazu vom deutschen Dichter Friedrich von Matthisson, der in Baden weilte. Er urteilte wohlmeinend über sie: «Mehrere Lieder, die sie harmonisch und anmuthig vortrug, zeichnen sich durch tiefes Gefühl, religiösen Sinn und besonders durch wohltönende und richtige Versifikation vorteilhaft aus.»¹³

Matthisson unterrichtete Luise Egloff 17-jährig im Dichten; ab ihrem 23. Lebensjahr erhielt sie zudem Gesangs- und Instrumentalunterricht, gefördert von dem zugereisten Musiker und Komponisten Daniel Elster. Ihr Vortragen verschaffte Egloff eine gewisse Bekanntheit, wobei sie selber, wie Zeitgenossen es beschrieben, idealerweise bescheiden blieb. Diese Bescheidenheit war aber eher ihrer Erziehung und der Konvention zuzuschreiben, an Selbstvertrauen scheint es ihr nicht unbedingt gefehlt zu haben. Ihr Schwager, der Literat und Politiker

Die Dichterin Luise Egloff in einer Darstellung im Profil, um 1822. Die geschlossenen Augen weisen auf ihre Blindheit hin. Abgedruckt wurde der Stich von A. Zschokke in Edward Dorers Gesamtausgabe von Egloffs Werk.



Die Briefeschreiberin Betsy Meyer-Ulrich in einer Zeichnung von M.P. Deschwanden, 1841. (Zentralbibliothek Zürich)



Edward Dorer, schrieb: «So rührend sie ihre Dichtungen vorzutragen wusste, so sicher sie war, einen guten Eindruck nicht zu verfehlten, so hätte sie dennoch stets vorgezogen, desshalb unangesprochen zu bleiben.»¹⁴

Luise Egloffs Gedichte wurden als «schlicht» bezeichnet, sie galt als «Naturdichterin». Das war zu jener Zeit Mode – retour à la nature – und sollte zudem ausdrücken, dass die Gedichte aus innerer Notwendigkeit und nicht aus einem für Frauen negativ gewerteten Ehrgeiz heraus entstanden. Zudem schloss der Begriff auch ein, dass sie keine «grosse» Dichtkunst verfasste. Ihre Gedichte blieben thematisch zum grössten Teil dem engen privaten Rahmen verbunden; sie schrieb Ehrengedichte an ihre Eltern, über die Blindenanstalt in Zürich, die Wohltäter der Badarmen und Trostgedichte an Bekannte, die Todesfälle in ihrem Kreis zu betrauern hatten. Soweit überliefert, trug Luise Egloff ihre Dichtungen denn auch nur in einem kleinen Kreis vertrauter Personen vor. Wie es sich für ein bescheidenes weibliches Wesen geziemte, konnte sie nur mit Mühe dazu bewegen werden, ihre Werke zu veröffentlichen. Nach ihrem frühen Tod im Jahre 1834 gab ihr Schwager ihr Gesamtwerk heraus, was für jene Zeit nicht selbstverständlich war.

«Die Weiber und die Badereisen»

« *Man müsse, so sprach sie, die Moden jetzt theilen,
Sonst würde man leicht mit dem Pöbel vermengt.

Die Weiber, die müssten jetzt Bäder bereisen,
Wer das nicht begriffe, der wäre verstockt;
Man könnte jetzt gar nicht gebildet mehr heissen,
Wenn man nicht drei Monden im Wasser gehockt.* »¹⁵

So lässt Maximilian Schwarzenbach in seinem 1835 erschienenen Spottgedicht «Die Weiber und die Badereisen» die Gattin des Pächters Peter Sebastian Hans Ludewig Schreiber sprechen; diese will ihren Ehemann dazu überreden, mit ihr zusammen eine Badekur in Pfäfers zu machen. Es gelingt ihr auch, ihren Gatten zu überreden, da dieser, wie er von sich selber schreibt, ein Pantoffelheld ist und den Tränen und dem Flehen seiner Gattin nichts entgegenzusetzen hat. Frau Schreiber leidet ebenso wenig wie ihr Gatte an irgendwelchen Krankheiten, sondern will nur zur Kur, weil das Mode ist. Das Kuren wird in dem Spottgedicht als Vorwand für ein galantes Leben dargestellt, das Leiden der Kurgäste ist eingebildet:

« *Und wenn man auch noch so gesund sich befände,
So würde die Krankheit nur blos affectirt –*

*Die Ärzte, die böten recht gerne die Hände
So lange man Geld aus dem Beutel verliert.
Auch wär' es so süsse, sich leidend zu stellen,
Und dann sich bedauern zu lassen im Bad,
Da kämen so recht die galanten Gesellen, –
Und dies wär' das Allerpikanteste g'rad. »¹⁶*

Das Spottgedicht von Langenschwarz zielt auf verschiedene Aspekte der Kur. Sie wird als Modeerscheinung dargestellt, der affektierte und kerngesunde bürgerliche Ehefrauen nachfolgen wollen; eine Verbesserung des Gesundheitszustandes sei gar nicht Zweck einer Kur und könne durch sie auch gar nicht erreicht werden. Ihr einziger Effekt sei, dass der Geldbeutel beträchtlich leichter werde. Langenschwarz lässt seinen «Helden» denn auch recht leiden während der Kur: Die Reise in der Kutsche ist unbequem, die Gattin schmollt, das Badewasser ist zu heiss, die Trinkkur verursacht Übelkeit, das Spazierengehen ist eine Qual, kurz: Es gilt für den Ehemann, die Kur zu erleiden, bis es seiner Gattin nach zwei Monaten doch etwas langweilig wird und sie die Heimreise anordnet. Auf die Pikanterien am Schluss des obigen Zitates geht Langenschwarz nicht näher ein.

Als Antwort auf «Die Weiber und die Badereisen» gibt Langenschwarz 1836 «Die Männer und die Badereisen» heraus. Darin schildert die Frau Amtmännin Hitzig, wie es ihr während einer Badereise mit ihrem Gatten ergangen ist: Die Motive aus dem ersten Spottgedicht werden darin zum Teil wieder verwendet, nur sind die Rollen vertauscht. Diesmal will der Mann unbedingt in die Kur, während seine Frau vernünftig bleibt:

*« Nie konnt' ich im Leben die Bäder recht leiden,
Dashatt' ich ihm öfter als Braut schon bemerkt;
Ich dachte, man könne sie füglich vermeiden, ...
Doch Er war von jeher der Meinung gewesen,
Der Mode zu huldigen sey ein Gesetz. »¹⁷*

Die Spottgedichte sind in einer Tradition des bürgerlichen Geschlechterkampfes zu sehen, in dem die Ehe als geschlechterspezifisches Martyrium dargestellt wird. Die Männer sind die Opfer von schmollenden und herrschsüchtigen Ehefrauen. Umgekehrt haben die Frauen unter tyrannischen und unsensiblen Ehemännern zu leiden. Die beiden Gedicht enden übrigens mit der Versöhnung der Ehepaare; im ersten Fall gibt die Frau ihr Schmollen auf, im zweiten Fall bittet der Ehemann seine Frau um Verzeihung für sein ungebührliches Verhalten. Die Gedichte geben

keine Antwort darauf, wie Kurgäste konkret die Tage verbrachten, sie sprechen nur ganz ausdrücklich das aus, was unfreiwillige Gäste zu erleiden hatten.

«Illustrirter Fremden-Führer für die Stadt und Bäder zu Baden in der Schweiz»

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts änderten und erweiterten sich die Möglichkeiten für die vermögenderen Gäste, sich zu vergnügen. Der Bahnhof Baden wurde 1847 eröffnet: Die Eisenbahn brachte einen grösseren Aktionsradius, mit ihr kam man schneller und bequemer vorwärts als mit der Kutsche. Im «Illustrirten Fremden-Führer» von Fricker¹⁸ werden mögliche Ausflüge in die Umgebung vorgestellt: Man konnte auf die Rigi, an den Rheinfall oder nach Interlaken per Zug, auch die Besichtigung des Gotthardtunnels wurde vorgeschlagen. Die Ansprüche der bürgerlichen Kurgäste wuchsen. Entsprechend entstand 1865 in Baden ein Kurverein, der sich um eine professionellere Organisation der Saison bemühte. 1875 wurde ein Kurhaus eröffnet [das heutige Stadtcasino, Verf.] und ein Park erstellt. Das Kurhaus bot eine Infrastruktur, die es mit vornehmen städtischen Verhältnissen aufnehmen konnte, und enthielt neben einem grossen Saal im oberen Stock ein Café, eine Restauration, Billard, ein Lesezimmer und zwei Damensalons, in denen sich die Damen ohne männliche Begleitung treffen konnten. Das Lesezimmer und das Billard waren dagegen Herrendomäne; es gab also bis zu einem bestimmten Grad eine geschlechtsspezifische Raumaufteilung. Weitere Unterhaltungsmöglichkeiten waren das eigene Kurorchester, das zweimal täglich an verschiedenen Örtlichkeiten Konzerte gab; ausserdem spielte eine fest angestellte Theatergruppe nachmittags im Sommer Theater und zwei Mal pro Woche abends im 1833 entstandenen ersten Stadttheater der Schweiz zur Unterhaltung des Publikums. Die Aufführungen hatten kein allzu hohes Niveau, meist wurden Komödien gespielt. Durchriesende kleine Zirkusse, Schaubuden, Kasperlitheater und Seiltänzer ergänzten die Unterhaltungsmöglichkeiten.

Es wurde den Kurgästen ausdrücklich empfohlen, sich möglichst gut zu unterhalten, vom angestrengten Studieren wurde abgeraten. Fricker schreibt: «Zum Gelingen einer Badekur gehört vor allem auch Freisein von Sorgen, Frohsinn und heiteres Gemüth. Hiezu tragen bei: die Luftveränderung, die Entfernung von häuslichen Geschäften, das milde Klima der Bäder, empfundene Besserung, die neue Gesellschaft, die vielen Zerstreuungen und Genüsse ...»¹⁹ In Anbetracht der Tatsache, dass die zur Kur weilenden Frauen oft ohne männliche Begleitung unterwegs waren, verfügten sie in diesem Umfeld vielfältiger Vergnügungen über eine Bewegungsfreiheit, die sich sonst für eine bürgerliche Frau absolut nicht geziemte.

Anmerkungen

- ¹ Aufbewahrt in der Stadtbibliothek Baden.
- ² Rüsch, Gabriel: Anleitung zu dem richtigen Gebrauche der Bade- und Trinkkuren überhaupt, mit besonderer Betrachtung der schweizerischen Mineralwasser und Badeanstalten. Ebnat 1825, 297.
- ³ Schifferli, Dagmar; Klaas Meilier, Brigitta (Hg.): Betsy Meyer-Ulrich «... das ganze Herz deiner Mutter». Briefe an Betsy und Conrad Ferdinand Meyer. Zürich 1998, 108.
- ⁴ Ebenda, 126.
- ⁵ Ebenda, 50.
- ⁶ Ebenda, 62.
- ⁷ Badener Neujahrsblätter 52 (1977), 91–93; Uli Münzel entnahm den Text einem Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung unbekannten Datums, wohl Mitte der 1920er-Jahre.
- ⁸ Ebenda, 93.
- ⁹ Ebenda.
- ¹⁰ Keller, Gottfried: Der Landvogt von Greifensee. Stuttgart 1989 (Reclam).
- ¹¹ Von der Verfasserin der «Bilder des Lebens» und der «Pauline Selbach»: Die Leiden und Freuden einer Badereise. Zürich 1830.
- ¹² Ebenda, 157.
- ¹³ Dorer, Edward: Luise Egloff, die blinde Naturdichterin. Zum Besten der Badarmen herausgegeben. Aarau 1843, XVIII.
- ¹⁴ Ebenda, XII.
- ¹⁵ Dr. Langenschwarz, Maxim.: Die Weiber und die Badereisen. St. Gallen 1835.
- ¹⁶ Ebenda, 5.
- ¹⁷ Ders.: Die Männer und die Badereisen. St. Gallen 1836.
- ¹⁸ Fricker, Bartholomäus: Illustrirter Fremden-Führer für die Stadt und Bäder zu Baden in der Schweiz, Baden, wahrscheinlich 1874.
- ¹⁹ Fricker, 3.